

Nr. 301. Bromberg, den 30. Dezember 1936

Der Schneesturm.

Novelle von Graf Leo N. Tolstoj.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Obwohl ich mich wunderte, daß der Fuhrknecht in der ersten Troika, der offenbar Weg und Richtung verloren hatte, gar nicht versuchte, den Weg zu finden, sondern unter lustigem Geschrei in vollem Trabe weiterfuhr, wollte ich doch nicht mehr hinter den anderen Schlitten zurückbleiben.

„Fahr ihnen nach!“ sagte ich.

Der Fuhrknecht tat, was ich ihm geheißen, trieb aber die Pferde noch mißmutiger an als vorhin und sprach nicht mehr mit mir.

IV

Der Schneesturm wütete immer schlimmer, und von oben fiel feiner trockener Schnee; es begann anscheinend zu frieren: Nase und Wangen schmerzten mir immer mehr vor Kälte, und immer öfter kam mir ein kalter Luftstrom unter den Pelz, den ich vorne fest zusammenhalten mußte. Zuweilen klapperten die Kufen auf dem nackten hartgefrorenen Boden, von dem der Schnee weggeweht war. Da ich schon beinahe 600 Werst zurückgelegt hatte, ohne irgendwo Nachtquartier zu nehmen, schloß ich, obwohl mich der Ausgang unserer Irrfahrten aufs höchste interessierte zeitweise die Augen und schlummerte ein. Als ich einmal wieder die Augen öffnete, war ich ganz erstaunt: die weiße Ebene war, wie es mir im ersten Augenblick schien, von einem grellen Licht überflutet! und der Horizont hatte sich bedeutend erweitert, der niedrige schwarze Himmel war verschwunden, von allen Seiten sah man die weißen schrägen Linien des fallenden Schnees, die Umrisse der vorderen Troikas waren deutlicher sichtbar, und als ich die Augen hob, schien mir im ersten Augenblick, daß die Wolken sich verzogen hätten und der Himmel nur vom fahlen Schnee bedeckt sei. Während ich geschlafen hatte, war der Mond aufgegangen; nun warf er sein kaltes grelles Licht durch die undichten Wolken auf den fallenden Schnee. Alles, was ich deutlich sehen konnte, war mein Schlitten mit den Pferden und dem Fuhrknecht, und die drei Troikas vor uns: zuerst kam der Kurierschlitten, auf dessen Bock noch immer der eine Kutscher saß, der die Perde zu scharfem Trabe antrieb; im zweiten Schlitten saßen zwei Fuhrknechte, die die Zügel locker gelassen, sich aus einem Mantel einen Windschutz gemacht hatten und unaufhörlich ihre Pfeifen rauchten, was man an den Funken, die ab und zu aufflackerten, erkennen konnte; im dritten Schlitten war aber niemand zu sehen: der Fuhrknecht schlief wohl mitten im Schlitten. Seitdem ich wach war, hielt der erste Fuhrknecht ab und zu seine Pferde an und sah sich nach dem Wege um. Wenn wir stehenblieben, hörten wir deutlicher den Wind heulen und sahen die erstaunlichen Schneemassen, die durch die Luft wirbelten. Ich konnte im Mondlicht, das vom Schneegestöber getrübt war, sehen, wie der kleine Fuhrknecht sich im Lichtnebel hin- und herbewegte, mit dem Peitschenstiel den Schnee vor sich betastete, dann wieder zum Schlitten zurückkehrte und von der Seite auf den Bock sprang; ich hörte durch das eintönige Pfeifen des Windes das helle und laute Klingen und Bimmeln der Schellen. So oft der erste Fuhrknecht aus dem Schlitten stieg, um sich nach dem Wege oder nach Heuschobern umzusehen, hörte ich aus dem zweiten Schlitten die muntere und selbstbewußte Stimme eines der Fuhrknechte, der dem vorderen zurief: „Höre doch, Ignaschka! Wir sind ja zu weit nach links abgekommen! Such doch mehr nach rechts, mit dem Winde zu kommen!“ — Oder: „Was drehst du dich so dumm im Kreise herum? Richte dich nach dem Schnee wie er gerade liegt, dann kommst du sicher auf den Weg!“ — Oder: „Nach rechts, nach rechts, Bruder! Siehst du, dort steht etwas Schwarzes, ich glaube, es ist ein Pfahl!“ — Oder: „Was drehst du dich wieder im Kreise? Um Gottes willen! Spann doch den Schecken aus und laß ihn vorauslaufen, er wird dich schnell und sicher auf den Weg bringen. So muß es besser gehen!“

Der Mann, der diese Ratschläge erteilte, war nicht nur zu faul, um das Nebenpferd auszuspannen, oder den Weg im Schnee zu suchen, sondern auch um die Nase aus seinem Mantelkragen herauszustecken; Ignaschka rief ihm auf einen seiner Ratschläge zu, er möchte doch selbst vorausfahren, wenn er so gut wisse, wohin man fahren solle; der Ratgeber gab zur Antwort, daß er gerne vorausfahren und leicht den richtigen Weg finden würde, wenn er nur die Kurierpferde hätte.

„Meine Pferde werden bei solchem Sturm nicht vorauslaufen wollen“, schrie er, „denn es sind nicht solche Pferde.“

„Dann rede auch nicht drein!“ antwortete ihm Ignaschka und pfiff munter seinen Pferden zu.

Der andere Fuhrknecht, der mit dem Ratgeber im gleichen Schlitten saß, sagte nichts zu Ignaschka und mischte sich überhaupt nicht in diese Sache, obgleich er gar nicht schlief: sein Pfeifchen glimmte ununterbrochen, und so oft wir hielten, hörte ich seine eintönige Stimme. Er erzählte ein Märchen. Einmal nur, als Ignaschka zum sechsten oder siebenten Male hielt, ärgerte er sich wohl darüber, daß die Fahrt, die ihm solches Vergnügen machte, unterbrochen wurde, und schrie ihm zu:

„Nun, was siehst du schon wieder? Er will, scheint es, wirklich den Weg finden! Man sagt dir ja: es ist der Schneesturm! Selbst der Feldmesser würde jetzt den Weg nicht finden; du solltest lieber vorwärtsfahren, solange die Pferde noch ziehen. So Gott will, werden wir wohl nicht erfrieren . . . Vorwärts!“

„Warum nicht gar! Im vorigen Jahre ist ja ein Postillon erfroren!“ mischte sich mein Kutscher ein.

Der Fuhrknecht in der dritten Troika hatte die ganze Zeit über geschlafen. Als wir einmal hielten, rief ihm der Ratgeber zu:

„Philipp! He, Philipp!“ und als er keine Antwort bekam, bemerkte er: „Ob er nicht erfroren ist? Geh doch hin, Ignaschka und schau nach.“

Ignaschka, der alles tun mußte, ging auf den hintersten Schlitten zu und begann den Schlafenden zu schütteln.

„Sieh einer, von einem Viertel Schnaps ist er schon umgefallen! Wenn du erfroren bist, so sage!“ redete er auf ihn ein, indem er ihn hin und her rüttelte.

Der Schläfer brummte etwas in den Bart und begann zu schimpfen.

„Er lebt noch, Brüder!" sagte Ignaschka und lief wieder voraus. Wir fuhren weiter und sogar so schnell, daß das kleine braune Nebenpferd, das mein Kutscher ununterbrochen mit der Peitsche schlug, zuweilen in einen ungeschickten Galopp verfiel.

V.

Es wird Mitternacht gewesen sein, als der alte Fuhrknecht und Wassilij, die den davongelaufenen Pferden nachgeeilt waren, zu uns zurückkamen. Sie hatten die Pferde eingefangen und uns eingeholt; wie sie uns aber im finstern, blinden Schneesturme in der kahlen Steppe gefunden hatten, blieb mir für immer ein Rätsel. Der Alte ritt, mit den Ellbogen und Beinen schlenkernd, auf dem Gabelpferde (die beiden anderen Pferde waren an dem Kummet angebunden; im Schneesturm darf man die Pferde nicht frei laufen lassen). Als er meinen Schlitten erreichte, begann er von neuem auf meinen Kutscher zu schimpfen:

„Das nenn ich einen schieläugigen Teufel! Wirklich..."

„Seht doch: da ist ja Onkel Mitritsch!" rief der Märchenerzähler aus dem zweiten Schlitten. „Lebst du noch! Komm zu uns herauf."

Der Alte gab ihm aber keine Antwort und fuhr fort zu fluchen. Als er glaubte, es sei genug, ritt er an den zweiten Schlitten heran.

„Hast du alle eingefangen?" fragte man ihn aus dem Schlitten.

„Wie denn sonst?"

Und seine gedrungene Gestalt legte sich während des Trabes auf den Rücken des Pferdes, sprang dann in den Schnee, lief, ohne auch nur einen Augenblick stehen zu bleiben, um den Schlitten herum und schwang sich von hinten hinein, wobei die Beine über den hinteren Schlittenrand hoch in die Luft ragten. Der große Wassilij setzte sich schweigend auf seinen früheren Platz im vordersten Schlitten zu Ignaschka und begann mit ihm zusammen den Weg zu suchen.

„Wie er nur fluchen kann . . . Herrgott im Himmel!" murmelte mein Kutscher vor sich hin.

Dann fuhren wir lange, ohne haltzumachen, über die weiße Wüste im kalten, durchsichtigen und schwankenden Lichtschein des Schneesturmes. Wenn ich die Augen öffne, sehe ich immer dieselbe plumpe Mütze und denselben beschneiten Rücken vor mir ragen, denselben Kopf des Gabelpferdes mit der schwarzen vom Winde gleichmäßig zur Seite gewehten Mähne unter dem niedrigen Krummholz zwischen den straff gespannten Zugriemen auf und nieder wippen; hinter dem Kutscherrücken sehe ich dasselbe rechte braune Nebenpferd mit dem kurz aufgebundenen Schweife und dem Strangholz, das ab und zu gegen die Vorderwand des Schlittens klopft. Blicke ich nach unten, so sehe ich denselben Pulverschnee; die Kufen wühlen ihn auf, und der Wind wirbelt ihn unaufhörlich empor und trägt ihn immer in der gleichen Richtung fort. Vor mir gleiten immer im gleichen Abstand voneinander die drei anderen Troikas; rechts und links flimmert es weiß. Vergeblich sucht das Auge nach einem neuen Gegenstand: weder Pfahl, noch Heuschober, noch Zaun — nichts ist zu sehen. Ringsum ist alles weiß, weiß und unbeweglich: bald erscheint der Horizont unendlich weit, bald von allen Seiten eingeengt und kaum zwei Schritt breit; bald türmt sich zur rechten eine hohe weiße Mauer auf und läuft mit uns mit, dann verschwindet sie und taucht nach einer Weile vor uns auf, um eine Zeitlang vor uns herzulaufen und dann wieder zu verschwinden. Wenn ich hinaufschaue, erscheint mir der Himmel im ersten Augenblick ganz hell, und ich sehe durch den Nebel die Sterne; die Sterne fliehen aber vor meinem Blick in die Höhe und entschwinden, und ich sehe nichts als den Schnee, der an meinen Augen vorüber auf mein Gesicht und meinen Pelzkragen fällt; der Himmel ist überall gleichmäßig hell, gleichmäßig weiß, farblos, eintönig und in steter Bewegung. Der Wind scheint jeden Augenblick seine Richtung zu wechseln: bald bläst er mir ins Gesicht und verklebt mir die Augen mit Schnee, bald wirft er mir, um mich zu ärgern den Pelzkragen von der Seite über den Kopf und tätschelt mir mit ihm neckisch das Gesicht, bald brummt er von hinten durch irgendein Loch. Ich höre das leise doch unaufhörliche Knirschen der Kufen und Hufe im Schnee und das Klingen der Schellen; es verhallt, so oft wir in tiefen Schnee geraten. Nur ganz selten, wenn wir über Eiskrusten und gegen den Wind fahren, dringt das energische Pfeifen Ignats und das muntere Läuten des Glöckchens mit der widerhallenden zitternden Quinte an mein Ohr; diese Töne stören so unerwartet und so angenehm die düstere Stimmung der Wüste; dann klingt wieder eintönig, mit unerträglicher Genauigkeit immer dieselbe Weise, die ich in das Schellengeläute hineinlege. Mir beginnt der eine Fuß zu frieren, und wenn ich mich umwende, um mich besser einzuhüllen, gleitete mir der Schnee, der sich auf Kragen und Mütze angesammelt hat, auf den Hals und läßt mich erschauern; im allgemeinen fühle ich mich in meinem erwärmten Pelz recht wohl, und mich überkommt der Schlummer.

VI.

Erinnerungen und Vorstellungen ziehen in raschem Wechsel an meinem Geiste vorüber.

„Was mag wohl der Ratgeber, der immer aus dem zweiten Schlitten herüberschreit, für ein Mann sein? Wahrscheinlich ist er rothaarig, stämmig und kurzbeinig", denke ich mir, „vom selben Schlage wie unser früherer Küchenmeister Fjodor Filipytsch."

Und da sehe ich plötzlich die Treppe unseres großen Hauses und fünf Mann von der leibeigenen Dienerschaft, die, schwereinhertappend, auf Handtüchern ein Klavier aus dem Seitengebäude hinüberschleppen; ich sehe auch Fjodor Filipytsch, wie er die Ärmel seines Nankingrocks aufgekrempelt hat, mit einem Pedal in der Hand vorbeiläuft, die Riegel öffnet, hier an einem der Handtücher zieht, dort etwas nachschiebt, zwischen den Beinen der Träger durchkriecht, allen im Wege ist und mit besorgter Stimme kommandiert:

„Ihr Vorderen dort, nehmt die Last mehr auf euch! So, mit dem Schwanzende hinauf, noch mehr hinauf! In die Türe hinein! So ist's recht!"

„Erlauben Sie doch, Fjodor Filipytsch! Wir werden schon allein fertig", wendet schüchtern der Gärtner ein, der an das Treppengeländer gedrückt, über und über rot vor Anstrengung mit den letzten Kräften das eine Ende des Klaviers festhält.

Aber Fjodor Filipytsch will sich nicht beruhigen.

„Was hat er eigentlich?" frage ich mich: „Hält er sich wirklich für so nützlich und unentbehrlich, oder freut er sich einfach darüber, daß Gott ihm diese selbstbewußte und überzeugende Beredsamkeit gegeben hat, die er nun mit solchem Genuß verschwendet? Es wird wohl wirklich so sein." Und ich sehe ganz unvermittelt einen Teich, das ermüdete Hofgesinde, das, bis an die Knie im Wasser watend, ein Netz herauszieht, während Fjodor Filipytsch mit einer Gießkanne in der Hand am Ufer hin und her rennt, alle anschreit und sich nur von Zeit zu Zeit dem Wasser nähert, um das trübe Wasser aus der Kanne herauszulassen und frisches nachzufüllen, wobei er die golden schimmernden Karauschen mit der einen Hand festhält. — Und dann ist es ein Julimittag. Ich gehe irgendwohin über das frisch gemähte Gras des Gartens unter den brennenden senkrechten Sonnenstrahlen, ich bin noch sehr jung, mir fehlt etwas, ich will etwas. Ich gehe zum Teich, an meine Lieblingsstelle zwischen den Heckenrosen und der Birkenallee, und lege mich schlafen. Ich kann mich noch gut an das Gefühl erinnern, mit dem ich im Liegen durch die roten, stachelbesetzten Stämme der Heckenrosen auf das schwarze trockene körnige Erdreich und den hindurchschimmernden grellblauen Spiegel des Teiches blicke. Es war das Gefühl einer naiven Selbstzufriedenheit und Trauer. Alles um mich her war so schön und diese Schönheit wirkte auf mich so stark ein, daß es mir schien, ich sei auch selbst schön und gut; das einzige, was mich ärgerte, war, daß mich niemand bewunderte. Es ist heiß. Ich will einschlafen, um mich zu trösten, doch die Fliegen, die unausstehlichen Fliegen lassen mich auch hier nicht in Ruhe: Sie sammeln sich um mich und hüpfen unaufhörlich, hart wie Kirschkerne von meiner Stirn auf die Hände. In meiner Nähe summt in der Sonnenglut eine Biene; gelbbeschwingte Schmetterlinge flattern träge von Hand zu Hand. Ich blicke hinauf, die Augen schmerzen mir — die Sonne scheint zu grell durch das hellgrüne Laub der lockigen Birke, die hoch über mir ganz leise ihre Zweige bewegt — und die Sonnenglut scheint mir noch unerträglicher. Ich bedecke mir das Gesicht mit einem Tuche; nun wird es mir

schwül, und die Fliegen kleben mir förmlich an den schwitzenden Händen. Im Dickicht der Heckenrosen machen sich Sperlinge zu schaffen. Einer von ihnen springt einen Schritt von mir entfernt auf die Erde, tut einige Male so, als picke er energisch die Erde und fliegt lustig zwitschernd und in den Zweigen raschelnd aus dem Gebüsch; dann springt ein zweiter Sperling herab, bewegt das Schwänzchen, schaut sich um und fliegt wie der Pfeil unter lebhaftem Gezwitscher dem ersten nach. Vom Teiche her höre ich die Schläge des Waschholzes auf die nasse Wäsche; diese Schläge hallen tief unten über dem Wasserspiegel nach. Ich höre das Lachen, Sprechen, und Plätschern von Badenden. Ein Windstoß rauscht in den Gipfeln der Birken, zuerst fern von mir, kommt dann immer näher; ich höre, wie er das Gras bewegt; nun sehe ich, wie die Blätter der Heckenrosenbüsche sich auf ihren Zweigen hin und her wiegen; nun lüftet ein frischer Windhauch einen Zipfel des Tuches, mit dem ich mich bedeckt habe, und kitzelt mein schweißbedecktes Gesicht. Eine Fliege schlüpft unter das Tuch, wo es der Wind gelüftet hat, und schwirrt erschrocken um meine feuchten Lippen herum. Ein trockener Ast drückt mich in den Rücken. Nein, ich will nicht länger liegen, ich will baden gehen. Da höre ich ganz nahe an der Hecke eilende Schritte und erschrockene Frauenstimmen:

„Ach Gott! Was soll man nur tun? Und kein Mann in der Nähe!"

(Fortsetzung folgt.)

Ostpreußische Weihnachten.

Von Agnes Miegel.

Wir haben keinen Adventskranz gekannt in meiner Kinderzeit. Erst später, durch Zugereiste und Verwandte bekamen wir das Adventsbäumchen, das nun mit zartem Kerzenschein aus ungeschmücktem Waldgrün unsere Adventsonntage durchleuchtet. Wir kannten nur die kleinen Papiersterne mit den Weissagungen, deren geheimnisvoller Wohlklang uns durch die dunklen Wintertage geleitete, — und erst in den letzten Jahrzehnten, seit er bei Krippenspielen unser Herz eroberte, strahlt der sanfte Adventsstern der Herrnhuter über dem Verheißungstraum dieser Wochen, die bei uns lastender und dunkler sind durch die allzu kurzen Tage als bei unsern Geschwistern. Noch steigen die Nebel aus der See, erst Haffe und Seen sind befroren. Noch liegt die strengste Kälte fern, die bei uns erst das wachsende Licht nach Neujahr bringt. Noch ist es nicht der „siebente" Winter, dessen Schneedecke liegen bleibt auf den weiten Weidewiesen, der grünen, frostzernagten Winterung. Noch sind es nicht die „Zwölfe", die heiligen Nächte zwischen Weihnachten und Heilig-drei-König. In jedem Haus herrscht eine beinahe wilde Geschäftigkeit. Es wird gescheuert, geklopft und gebacken, als wäre Ostern. Jeder erwartet einen Besuch. Es will der Deutsche zu Hause sein am Weihnachtsabend. Aber der Preuße denkt, er muß sterben, wenn er ihn nicht zu Haus verlebt!

Wer sich mal was Gutes antun will, um zu wissen, was für ein Wunder Weihnachten ist und tut — dem rate ich, sich in einen unserer Weihnachtszüge zu setzen. Wir müssen uns immer schön geschwisterlich aneinander gewöhnen bei der langen Fahrt durch den Korridor, wir kennen uns ja auch von vornherein als Landsleute, gebunden übers Blut hinaus durch gleiches Heimatgeschick, — aber so vor Weihnachten, wenn man von dem Land draußen nichts sehen kann vor Eisblumen, nur an dem Klirren weiß: „Kinder, das ist die Dirschauer Brücke — das ist jetzt unsere Lokomotive, ja, wie die fährt!" — dann ist man wirklich miteinander einer Mutter Kinder vor der Weihnachtsstube, erwartungsvoll und naschhaft, aufgetan für alles Schöne und guter Vorsätze voll, die man hilfreich durch frohes Lachen, durch Duldsamkeit — und durch Teilen aller Essensschätze und Herausreichen schwerster Koffer beweist . . .

Es teilen sich die Ostpreußen um Weihnachten in zwei Parteien, — die einen sind für Konditormarzipan, die andern rufen: nein, nur selbstgebackenes! Aber nie, nie ist einer überhaupt dagegen. Und nie hat es einer gewagt, dabei das Wort „Lübeck" zu nennen, oder gar einem andern Preußen gegenüber zuverraten, daß es blasse, runde Marzipantorten gibt mit rosa Rand, die den Ruhm jener sonst von uns seit Hansetagen bewunderten Stadt in deutsche Lande tragen — nein, das tut für uns nur unser Königsberger Marzipan! Erfüllt es uns nicht alle mit Stolz, vor den Schaufenstern zu stehen — nicht bloß in der Hauptstadt, auch in den von frohem Weihnachtsleben quirlenden andern Städten, die eben solch altberühmte Konditoreien haben wie wir — und die kunstreich geformten „Sätze" Marzipan zu bewundern, die Stilleben aus eingezuckerten Früchten und Schabbelbohnen auf weißem Zuckergrund, fest wie das Eis auf dem Frischen Haff — schön umrahmt von dem glänzend braun gebackenen, krausgekniffenen Marzipanrand? Ist es nicht erhebend für jeden, neidlos staunend die Aufschriften der zarten Holzschachteln zu lesen, die eine eigene Heimatindustrie bilden — oder gar offenen Mundes am Postschalter zu stehen, wo der Faktor der berühmten Konditorei-Firma diese Holzschachteln aus dem grünen Tuch dem Beamten reicht, der sie so rasch und ruhig beklebt, als gingen alle Tage aus allen Städten Marzipanpakete nach Milwaukee und Kapstadt, nach Buenos Aires und sogar nach Tokio? Überallhin, wo der regsame Ostpreuße sich so was wie einen Weihnachtsbaum in der Fremde ansteckt am Heiligen Abend! Oder auch wo er Freunde hat, die nicht allemal recht wissen, wie sie sich zu unserem Marzipan stellen . . .

Mit den Pralinen und Mandeln — deren Zubereitung immer die Geschickteste der Sippe ausführt, die auch das Ausstechen überwacht und aus eingemachten Hagebutten und Kürbissen künstlerische Ornamente auf die kaltgestellten Herzen zaubert — ist die Marzipanbäckerei die festliche Schlußvorstellung unserer Weihnachtsbäckerei. Mit deren Anteigen vorsichtige Hausfrauen — und nicht bloß auf dem Land — schon im Herbst beginnen, wenn man noch Weidebutter zerlassen und goldgelb in den schäumenden, frischen Schleuderhonig gießen kann!

Unsere Weihnachtsbäckerei zu Haus war immer auf den letzten, frühestens auf den vorletzten Sonnabend vor dem Fest gelegt, wenn das ganze Haus schön festlich blank und rein war, alle Päckchen, goldbandumwickelt, schon im Spind lagen. Es ging den ganzen Nachmittag, es ging die stille Nacht hindurch, die Wintersterne funkelten aus dem eisigen Dunkel, wenn wir die honigduftenden Plätzchen aufs Speisekammerfenster setzten, um zurückzustürzen ans mehlbestreute Brett, zu Nudelrolle und scharfer Ausstechform, in die glühende Küche. Dann am frühen Morgen, wenn alles weggeräumt und auch die Küche schon feiertäglich war, nur noch so süß duftete nach all dem Guten, kochten wir uns taumelnd vor Müdigkeit und in einem rechten Siegesrausch einen starken Kaffee, warteten, bis des Milchmanns Wagenglocke durch den stillen Sonntagmorgen bimmelte, und holten uns richtigen Schmand in blauem Bunzlauer Topf. Denn dies war schon ein halber Feiertag. Die glühende Morgenröte strahlte in die Küche, der Tag sah klar und eisig über das beschneite Dach, und wir sangen, ungeachtet der Stunde und der schlafenden Nachbarn, laut und schallend: „Stille Nacht . . ."

Sonst aber sangen wir in der Weihnachtszeit lauter heut' fast verklungene Lieder, neben „O du fröhliche", „Kommet ihr Hirten", (das heut' wieder erwachende) „Es ist ein Ros' entsprungen", und am allerliebsten das kindlich-gute „Ihr Kindelein, kommt!" „Stille Nacht" sangen wir sonst nur unterm brennenden Baum — es war allzu feierlich. Auch durfte bei uns der Baum, den der Vater, und nur er, mit gelben Wachslichtern besteckte und anzündete, nur am Heiligen Abend bei der Bescherung brennen. Er war das heilig-einmalige Wunder dieses Abends, nach dem Verhallen des Liedes mit stummer Ehrfurcht bis zum Ausbrennen bewundert, bei dessen feierlichem Schein man sich leise die Gabe reichte, sie vorsichtig auspackte, gerührt und dankbar dafür die Hände schüttelte und sich küßte. Es waren und sind meist recht nützliche Sachen, die um unsern bunten Teller liegen — aber unsere Handschuhe, die mit Fingern und die Fausthanschkes, zeigen noch die prachtvollen alten Strickmuster mit Stern oder Tulpe auf dem leuchtend bunten Grund und regenbogenbunten Streifen und Fränschen am Mauchen. Unsere Schürzen haben schönste buntgewebte Streifen, und so dauerhafte Handtücher wie unsere Klunker- und Drelltücher webt man nirgends wie bei uns!

Immer lag und liegt ein Buch dabei; denn was wäre Weihnachten für uns ohne das? Und immer liegt duftende Seife — stets die gleiche — daneben. Solange mein Vater lebte, stand da auch für jeden von uns eine Flasche Kölnisches Wasser — am Silvester schon auf Ablagern besorgt — neben einem kleinen, honigduftenden Wachsstock an dem bunten Teller. Das war bei uns und bei tausend andern hier so, und stets gehörte dazu als die dritte Gabe des Hausvaters das „blanke Geld" für ein Vergnügen. Das eben so selbstverständlich stets von uns allen zu zwei Zwecken geteilt verwandt wurde: für die

Kirchenkollekte am ersten Feiertagsmorgen und das Weihnachtsmärchen am zweiten Feiertagsnachmittag. Das immer „herrlich“, immer überwältigend war — aber doch am schönsten, wenn's Schneewittchen gab! Nicht wegen Schneewittchen allein, so süß sie war, sondern der Zwerge wegen! Denn gibt's die nicht überall bei uns in Wald und Hügel — wenn wir sie auch Unterereerdchen nennen? — Und ist nicht der gute Weihnachtsmann, der uns Puppenstube und Kaufladen bringt, der dem Onkel geraten hat, Schlittschuhe zu kaufen und der Patin sagt, daß man dringend eine neue Pelzmütze mit Ohrklappen braucht — ist er in seinem Pelz und seiner Zipfelmütze nicht selbst so ein Unterirdchen?

Keine Verniedlichung durch Klebebild und Reklameplakat konnte uns ganz diesen Glauben nehmen, es macht auch nichts aus, daß man in dem weißbärtigen Weihnachtsmann, der Brummbaßstimme, deutlich den Papi von nebenan erkennt in Opas gewendetem schwarzen Schafspelz! Der wirkliche Weihnachtsmann, der draußen über den Schnee wandert von Dorf zu Dorf, von Burgberg zu Stadtwall — der bleibt ein aus dem Berg kommender, in ihn wieder zurückkehrender Geist, der Bruder des Schimmelreiters und des Neujahrbocks, aller derer, die in den Zwölfen umgehen . . .

Wir glauben noch im tiefsten Herzen an sie und wenn wir im neuzeitlichsten Massenblock in unsern hübschen weiträumigen Vororten oder in der neuesten Siedlung draußen an der Chaussee wohnen, über die Autos und Motorräder sausen statt des gemütlichen Klingelschlittens. Wir glauben, weil wir wie sie aus dieser Erde kommen und nicht trotzdem, sondern weil wir frohen Herzens am Heiligen Abend in die Kirche ziehn, zu dem allerschönsten Nachmittagsgottesdienst, wenn der Baum vor dem goldfunkelnden Altar brennt, wenn geschnitztes Gestühl und bunte Kanzel, wenn Gewölberippen und buntbemalte Decke flimmern und blitzen, wenn durch bunte Rauten der Mond scheint, Orgel und Kinderchor jubilieren und in die Predigt von draußen her unser Weihnachtslied klingt, zum Heiligen Abend gehörig, wie der Mittagschoral zum Schloßturm: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her . . .“

Der Pfarrer verstummt einen Augenblick, lächelt, es lächeln die Engel und Apostel am Altar, es lächelt der Organist vor seinem Spiegel, und alles strahlt sich an und flüstert, die alten Leute schnauben in große Taschentücher und jeder sagt: „Die Musik!“ Ja, da wandern sie, die tapferen Bläser, ganz langsam durch die eisigen Straßen und blasen unsern Weihnachtschoral. All die hastenden Leute mit ihren Paketen bleiben stehn oder marschieren ein Endchen mit, alles singt leise mit „ . . . ich bring' euch gute, neue Mär“ — die Fenster werden aufgerissen: „die Musik, die Musik!“

Zu jedem von uns kommt sie, in jede Straße. Es gilt als das Allerschönste, Glück und Segen bringend für die ganze Weihnachtszeit, wenn die Musik vorbei kommt, wenn der Baum brennt — nur ein Königsberger weiß, wie einem dann zumute ist!

Ja und einmal, an einem Abend, als wir hinausgezogen waren, in das schöne, ganz neue Haus, weit, weit fort vom Pregel — da kam sie nicht. Meine alte Nachbarin klingelte an, als wir gerade den Baum anstecken wollten, die Kinder von unter riefen, was das wäre, wir machten die Fenster auf, von nebenan lief ein junger Mann bis in die Nebenstraße und eine Frau unten rief, sie wäre ihr begegnet, nach der ganz andern Seite zu — da wurden wir alle ganz still. Nie ist ein Haus so still gewesen bei einer Bescherung wie damals. Hätte der Rundfunk nicht Weihnachtslieder gebracht und Glocken läuten lassen — ich weiß nicht, was aus uns allen geworden wäre! Ich saß ganz verängstigt und starrte in die Kerzen, und mir war sehr kalt, denn ich war noch auf dem Boden gewesen, um mich zu überzeugen, ob auch niemand dort Wäsche hängen hatte! Aber nein, wir waren alle brave Ostgermanen, und es flatterte dort auch nicht ein Schürzenband. Alle Laken lagen längst gerollt sicher im Schrank oder Bett und konnten bis Mitte Januar keine Waschwanne sehn — nein, bei uns im Haus würde es keine Leiche geben! Meine Wohnung durften alle Ahnengeister an Silvester absuchen, es lag keine angefangene Näh- oder Strickarbeit herum, und wenn der Neujahrsbock durch die Stuben huschen wollte, so fand er alles blank und warm! Aber irgendwas konnte nicht stimmen — hatte uns nicht die Musik vergessen?

Wir warteten mit dem Baumanzünden stundenlang, die Kinderstimmen im Haus verstummten schon, als wir ihn ansteckten. Dann, so um elf herum, als ich alle gebrannten Mandeln aus dem bunten Teller gelesen hatte, da sagte ich seufzend, denn ich hörte unter und über uns die Schlafzimmertüren klappen: „Na, dann wollen wir man auch schlafen gehen!“

Aber ich schlief nicht. Ich hatte ein bißchen Angst, daß ich in dieser Nacht was Ungutes für den Januar träumen könnte. Denn jede Nacht der Zwölfe gilt für einen Monat, und es ist gut und recht, den neuen Merkblock gleich auf den Nachttisch zu legen! um es beim Erwachen aufzuschreiben, ehe man sich den Kopf kratzt und es dabei vergißt!

Da lag ich und durch den Spalt am Vorhang wehte es eisig. Aber es blinkte auch ein Stern. Und dann auf einmal, als die große Uhr unserer Nachbarn mit ihrer tiefen, summenden Glockenstimme gerade zum Zwölfuhrschlagen anhob — da kam durch die eisige, mondhelle Weihnachtsnacht ganz von fern, aber anschwellend, näher und näher kommend, ein Klingen — schon wurde das ganze Haus wach, die Fenster wurden hell, in die merkwürdigsten Hüllen gewickelt, sah alt und jung heraus — da zogen sie unten vorbei zwischen den mannshohen Schneewällen, neben dem weißen Radlerweg, den die neuen Schneeschuhe der Kinder blank gewichst hatten — die Musikanten! So langsam, so müde, und die blanken Instrumente waren schon ganz eingefroren. Es fehlten manche Töne ganz und manche halb — aber unsere Herzen hörten sie ganz richtig, es lachte und sang über die stille Straße, wie die Getreuen blasend vorbeizogen — und wir hörten alle das Lied unserer Heiligen Nacht, Ostpreußens Weihnachtslied:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her!
Ich bring' euch gute neue Mär.“



Bunte Chronik



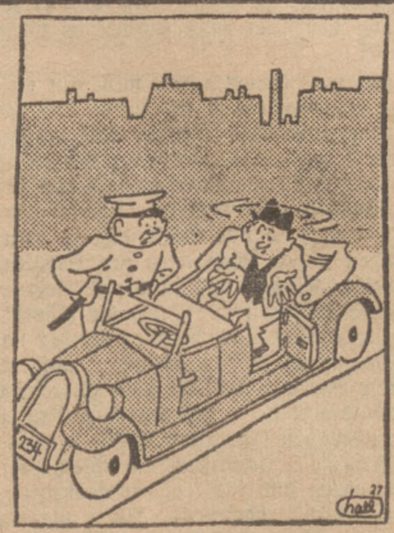
Eine teure Rose.

Der Sohn des Präsidenten Roosevelt ging vor einiger Zeit mit seiner Braut in den Gewächshäusern einer großen Newyorker Gärtnerei spazieren. Seine Verlobte war über eine Rose, die sie dort sah, ganz entzückt. Roosevelt jun. zögerte nicht. Er pflückte die Blüte und überreichte sie seiner Gefährtin. Am anderen Morgen war er allerdings einigermaßen überrascht, in seiner Post eine Rechnung des Gärtners über 200 Dollar zu finden. Er fand den Preis übertrieben hoch, weigerte sich zu bezahlen und ließ es auf einen Prozeß ankommen. Der Gärtner machte vor Gericht geltend, er habe Jahre gebraucht, um diese neue Rose zu züchten, von der er sich einen großen geschäftlichen Erfolg verspräche. Der Richter schloß sich seiner Beweisführung an und verurteilte Roosevelt jun. Mit Gerichtskosten kam ihm die Rose auf beinahe 300 Dollar zu stehen.



Lustige Ecke





„Herr Wachtmeister — hick! — es muß jemand — hick! — mein Steuerrad gestohlen haben!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.